



Glaubenssachen

Sonntag, 15. Oktober 2023, 08.40 Uhr

Hat die Vorstellung vom Paradies noch einen Sinn?
Über eine alte Idee, die vom Jenseits ins Diesseits eingewandert ist
Von Wilhelm Schmid

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Ein laues Lüftchen weht, mit stoischer Regelmäßigkeit schlagen die Wellen weiß schäumend ans Ufer, grünlich schimmert das Wasser in der Bucht und tiefblau weiter draußen, am Horizont kreuzen weiße Schiffe. Ein pastellblauer Himmel wölbt sich über diesem Bild, die Kokosnüsse auf den Palmen sind zum Greifen nah. Hier oben im zweiten Stock des Restaurants, wo der Luftzug kühlt, ist die feuchte Hitze am besten auszuhalten. Überflüssig zu erwähnen, dass im Paradies der Kaffee sehr gut schmeckt, frisch gemahlen von Bohnen aus Karnataka, gewürzt mit Kardamom aus Kerala, „God's Own Country“ an der südindischen Malabarküste. Viele begehrte Gewürze stammen von hier, wo seit alters her der Pfeffer wächst.

Eine paradiesische Anmutung muss vor langer Zeit bereits der Apostel Thomas empfunden haben, als er hier ankam, falls die Geschichte einen wahren Kern hat, wofür einiges spricht. So wie Paulus gen Westen auf Missionsreise ging, so brach der angeblich ungläubige Thomas in Richtung Osten auf. Indien lag keineswegs außerhalb der bekannten Welt, seit Jahrhunderten waren damals schon Handelsrouten zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean etabliert, erwähnt bei Plinius dem Älteren, belegt durch Ausgrabungen antiker Amphoren. Der Überlieferung zufolge landete Thomas in Begleitung eines jüdischen Händlers 52 n. Chr. in der Nähe der heutigen Stadt Kochi. Er wollte womöglich den Indern nahebringen, dass sie nicht etwa im Paradies lebten, sondern daraus vertrieben worden waren, mit christlicher Hilfe aber dorthin zurückfinden konnten. Jedenfalls brachte er einige so sehr in Rage, dass er an der südöstlichen Küste beim heutigen Chennai den Märtyrertod erlitt.

Schmerzliche Erkenntnis: Auch ein Paradies hat Grenzen. Das steckt bereits in der Herkunft des Wortes. Es geht auf einen altpersischen Ausdruck für „Umfriedung“ zurück, *pairidaeza*. Mithilfe einer Einzäunung kann in einer Wüstenlandschaft ein Ort geschaffen werden, der ergrünt und erblüht, wenn er bewässert wird. Bäume spenden Schatten, Kräuter duften, Früchte bieten Nahrung. Was im Alten Testament *Garten Eden*, Wonnegarten oder herrlicher Ort genannt wird, könnte reale Vorbilder in Mesopotamien gehabt haben. Die alten Griechen machten *paradeisos* daraus, den Inbegriff einer idyllischen Natur, auch mit *Arkadien* gleichgesetzt, das seinen Namen von einer Berglandschaft im Zentrum der Halbinsel Peloponnes hat, zu deren Füßen Olympia liegt. Der begrenzte reale Ort wurde vom Dichter Vergil im 1. Jahrhundert v. Chr. in ein unbegrenztes Ideal umgewandelt: Alle Welt sollte Arkadien sein. Aus der Heimat der Hirten mit einem Leben im Einklang mit der Natur sollte die imaginäre Heimat der Dichter werden, die ihr Leben vollkommen sorglos der Kunst und der Liebe widmen. Dort, wo alles gut ist und nichts Negatives Platz hat, sollte das Paradies sein, und wenn schon nicht der Wirklichkeit, so wenigstens der Möglichkeit nach.

Die Idee dazu entstand aber wohl weit früher in der Menschheitsgeschichte. Mit dem Erwachen seines Bewusstseins wurde der Mensch zu dem Wesen, das nicht nur lebt, sondern auch über sein Leben nachdenkt. Als Frau und Mann stand ihm vor Augen, welche Mühsal, Not, Verletzlichkeit, Krankheit und Endlichkeit mit dem Dasein einhergeht. „Sie erkannten, dass sie nackt waren“, heißt es in der Geschichte der Vertreibung aus dem Paradies (1. Mose 3, 7). Ungeschützt den Widrigkeiten des Lebens ausgesetzt und in diesem Sinne nackt waren die Menschen zuvor auch schon, aber nun wurde es

ihnen bewusst. Der Zustand einer glücklichen Unbekümmertheit fand ein brüskes Ende. Das symbolisiert der Biss in die Frucht vom Baum der Erkenntnis. Eine Entscheidung war das eher nicht, es geschah einfach. Die Trauer über den verlorenen Urzustand der Unbewusstheit mündete in die Sehnsucht, ihn wiederzugewinnen. Da das im wirklichen Leben nicht mehr möglich war, musste der Traum in ein Jenseits ausgelagert werden. Vielleicht nach dem Tod war all das wieder zu haben: Das Glück, das Freisein von Schmerz und Leid, die Unsterblichkeit. Seither glauben Menschen daran, dass es ein solches Paradies geben muss, zumindest außerhalb von Raum und Zeit.

Wirkungsmächtig wurde die Idee von einem jenseitigen Leben durch dessen fortwährende Ausgestaltung in Bildern und Geschichten. So kam es zu den Paradiesvorstellungen in den verschiedenen Kulturen und Zeiten. Die alten Griechen und Römer bewunderten die Götter, die sich in paradiesischen Landschaften tummeln konnten. Die Christen träumten vom Reich Gottes, das Augustinus im 5. Jahrhundert als Gegenbild zum irdischen Staat entwarf. Die Menschen der Renaissance wünschten sich das Goldene Zeitalter Arkadiens zurück. So entschieden können Menschen in jener Welt ihre Heimstatt finden, dass sie die Welt, in der sie wirklich leben, gering schätzen, ja sogar verachten.

Dabei fällt auf, wie diesseitig und sinnlich die Vorstellungen vom Paradies meist ausstaffiert sind, mit und ohne religiöse Motivation. Im 14. Jahrhundert beschrieb Dante in der *Göttlichen Komödie* das Paradies als einen Ort der Liebe zu seiner Beatrice, von der unklar bleibt, ob sie real oder ein Ideal ist. Die Voraussetzungen dafür, ein weltliches Paradies für realisierbar zu halten, schufen die Aufklärer im 18. Jahrhundert. Sie attackierten das Versprechen eines jenseitigen Paradieses, um Verbesserungen im Diesseits möglich zu machen. In ihren Augen hatten sich die Menschen gedanklich zu lange im Jenseits beheimatet und alle Hoffnung für das Diesseits fahren lassen, das ihnen fremd geworden war. Vom Versprechen eines Paradieses auf Erden ließen sich viele überzeugen, die Moderne bezog ihre Dynamik daraus. Die Romantiker gestalteten die Liebesbeziehung neu, die seither ohne den Traum vom Paradies zu zweit nicht mehr denkbar ist. Alle Sehnsucht richtet sich noch immer auf die Liebe als paradiesischer Heimat in einer befremdlichen Welt. Niemand will lange auf die Erfüllung warten, niemand wahrhaben, dass auch diesem Paradies Grenzen gesetzt sind, und sei es nur mit einem unparadiesischen Alltag.

Im Laufe der Moderne wuchs die Ungeduld, nicht nur mit Blick auf die Liebe: Warum auf ein ungewisses Jenseits hoffen, wenn ein paradiesisches Leben schon im Diesseits möglich war? Dass der Versuch zur Realisierung einer Gesellschaft, in der „das größte Glück der größten Zahl“ wahr werden würde, auf Grenzen stoßen könnte, ahnte Voltaire schon 1759, als er seiner Romanfigur *Candide* eine kleinere Aufgabe verordnete: „Nun aber müssen wir unseren Garten bestellen.“ Vor allem die Maler der Moderne waren bereit, darauf zu antworten. In ihren Bildern, deren Umrahmung von jeher schon an die Einhegung des Paradieses erinnert, ließen sie Landschaften von Farben und Formen aufblühen. Oft genug war ihr Motiv dabei der Garten, etwa bei Claude Monet, Max Liebermann und Paul Klee, die noch dazu ihre realen Paradies-

gärtlein hegten und pflegten. Wie groß die Sehnsucht vieler Menschen nach solchen Orten und Vorstellungen ist, zeigen die Besucherströme in den erhaltenen Gärten von Giverny unweit von Paris und am Berliner Wannsee.

Gauguin glaubte im 19. Jahrhundert, das malerische Paradies auf Südseeinseln gefunden zu haben. Im Laufe der Moderne wurden *Urlaubsparadiese* daraus, auf Inseln im Raum und für Momente in der Zeit, wenn auch ohne den Plan, der sich noch beim Romantiker Novalis fand. Für ihn war das Paradies „gleichsam über die ganze Erde verstreut und daher so unkenntlich geworden“. Durch Herumreisen oder, wie Novalis das nannte, durch *transitorische Tätigkeit* sollten die verstreuten Fragmente wieder zusammengefügt werden, der verträumte Winkel hier, die malerische Küste dort. Wie bei einem zerfallenen Mosaik, dessen Steinchen wieder zusammengesetzt werden, sollte so das Bild des Paradieses von Neuem entstehen. Aus den vielen Heimaten, die unterwegs gefunden werden, könnte eine Heimat hervorgehen, zu der die ganze Welt wird, ein farbenfroher, paradiesischer Ort im Kontrast zur Schwärze des Alls.

Während heutzutage in den Kirchen immer seltener von einem jenseitigen Paradies die Rede ist, besetzen diesseitige Angebote immer ungenierter den Begriff. Das „Paradies“ ist eine Art Selbstbedienungsladen beim Kreieren großer Versprechungen geworden. *Steuerparadiese* locken Menschen, die Zahlungen an einen Staat ablehnen, obwohl er ihnen den Rahmen für ihre Geschäfte garantiert. *Wohlfühlparadiese* werden angepriesen, um allerorten die Gestressten zu beglücken. Die Idee, dass es gelingen müsse, mit guten Gefühlen und immerwährendem Glück doch noch das Paradies auf Erden zu schaffen, hat viele Anhänger. Eine Konsequenz ist aber auch: Je idealer die Vorstellungen vom Leben, desto größer das Leiden am kleinsten Kratzer. Paradiesisch sollen wenigstens die Urlaubszeiten ausfallen – umso schlimmer, wenn nicht alles den Vorstellungen entspricht: Der Blick aufs Meer ist verstellt, Baulärm stört, der Weißwein ist schlecht gekühlt, das Essen schmeckt nicht. Die bitteren Enttäuschungen beschäftigen die Gerichte. Dass Milliarden von Menschen gerne solche Probleme hätten, will den Enttäuschten nicht in den Kopf.

Nicht wenige versuchen, die Erfüllung des Versprechens eines irdischen Paradieses mit noch anderen Mitteln zu erzwingen. Wenn schon die Welt nicht davon ablässt, ihnen mit negativen Dingen das immerwährende Wohlfühlgefühl zu vermiesen, schaffen sie mit einem Gongschlag den positiven Gegenpol. Bereits ein Anti-Depressivum sorgt für andere Schwingungen. Mehr noch versprechen Drogen die erwünschte tiefe Geborgenheit und wohlige Wärme. Warum er denn nicht aufhören könne mit dieser lebensgefährlichen Praxis, fragt ein Arzt einen Abhängigen. „Waren Sie schon mal im Paradies?“, lautet die prompte Rückfrage. Die Aussicht darauf ist stärker als die Erfahrung des Absturzes, der unweigerlich auf den kurzen Flash folgt und die Wirklichkeit dauerhaft zur Hölle macht. Denn bald ist keinerlei Heimeligkeit mehr in ihr, nur noch das Siechtum, das der Sucht den Namen gegeben hat.

Das Paradies hat Grenzen, auch in diesem Sinne: Wo und wann immer positive Erfahrungen zu machen sind, werden sie begrenzt von etwas Negativem, das nicht ausgeschlossen werden kann. Menschen stellen sich unter dem Paradies eine

Erlösung von den Gegensätzen des Lebens vor, um das Gute allein zu behalten und alles Ungute loszuwerden. Weil aber die Gegensätze bestehen bleiben, beschweren die federleichten Träume vom Paradies das wirkliche Leben empfindlich. Wer sich auf die Nacht am Traumstrand freut, ist nicht begeistert über die Stechmücken, für die etwas Menschenblut zum Paradies gehört. Auch gewöhnliche Mühen der Existenz werden unerträglich. Wer davon träumt, dass alle Menschen in Frieden und Harmonie miteinander leben sollten, kommt oft schon mit dem alltäglichen Ärger in Beziehungen nicht zurecht.

Der Traum lebt gleichwohl weiter. Der Künstler Peter Kees zum Beispiel steckt „Arkadische Quadratmeter“ in realen Landschaften ab, um die Geschichte idealer Lebensentwürfe in einem umfriedeten Bereich fortzuspinnen: „Mein Arkadien ist ein poetischer Gegenentwurf zur Verderbtheit der Zivilisation“, meint er. Arkadische Quadrate sind aber auch in vielen Klöstern zu besichtigen. Die Arkaden des Kreuzgangs umschließen einen kleinen Garten, der eine Ahnung vom Paradies vermitteln soll und zugleich den Prototyp einer Landschaft repräsentiert, in der Menschen sich auf Anrieb heimisch fühlen können: Begrünte Erde, ein paar Gewächse, das sanfte Plätschern eines Brunnens, im Hintergrund der Fels, aus dem die Säulen und Rundbögen gehauen wurden, besonders schön anzuschauen im Kloster der Benediktiner von Monreale hoch über Palermo auf Sizilien. Bis zur Ankunft des Herrn wölbt sich darüber der Himmel, dessen Blau für die Unendlichkeit und dessen Licht für das göttliche Fluidum steht, das alles durchdringt.

Was aber geschieht, wenn die monastische Existenz in ihrer paradiesischen Abgeschiedenheit der modernen Realität ausgesetzt wird, die das Paradies ins Diesseits holen wollte, spielte 2002 die melancholische Filmkomödie von Zoltan Spirandelli durch: *Vaya con Dios*, „Geh mit Gott“. Die letzten Mönche des aussterbenden Ordens der Cantorianer singen in ihrem Kloster, das dem Verfall preisgegeben ist, ein letztes sakrales *Tu solus*, „Du allein“. Die volltönenden georgischen Gesänge stellten immer schon Anklänge ans Paradies dar, aber die Moderne pocht jetzt buchstäblich an die Kirchentür und will wie üblich Geschäfte machen: Das Klostergrundstück soll verkauft werden. Die Mönche müssen hinaus in die Welt, die sie nicht recht kennen, und geraten prompt beinahe unter die Räder der modernen Maschinen, die ungleich schneller sind, als sie reagieren können.

„Ich kann nur singen und beten“, sagt der jüngere Mönch Arbo, „ich weiß die falschen Dinge.“ Als ihm die weltliche Paradieserfahrung der Verliebtheit widerfährt, stellt sich für ihn die Gretchenfrage: Mönch bleiben oder nicht? „Wir haben nun mal dieses Leben gewählt“, mahnt der ältere Bruder den jüngeren, der jedoch bestreitet, jemals eine Wahl gehabt zu haben. Erste Umarmung, erster scheuer Kuss, eine Leidenschaft nimmt ihren Lauf, wie nur langjährige Keuschheit sie hervorbringen kann. Freudig wagt er, der aus der Vormoderne kommt, sich weit in die Moderne vor, während seine geliebte Chiara, die in der Moderne beheimatet ist, ihr vormodernes Herz wieder entdeckt. Und so werden die Kulturen miteinander intim, ohne jede Reue. Die Liebe stellt die vormodernen Bindungen wieder her, die von der Dynamik der modernen Welt

auseinandergerissen worden sind. Sie ist ein heiterer Gruß aus dem Paradies, dessen tiefen Sinn und weiten Raum sie in sich trägt.

Hat die Vorstellung vom Paradies jedoch noch einen Sinn, wenn es nur diesseitig verstanden wird? Auf viele unterschiedliche Arten ist das Paradies in den Köpfen, seit Köpfe es als Gegenbild zu einer unparadiesischen Wirklichkeit erfunden haben. Es wird als Kontrastmittel gebraucht, als Traum vom Guten, um das Ungute und Unschöne besser zu bewältigen. Es könnte aber sein, dass das Paradies gar kein Gegenbild ist, keine bloße Projektion eines angenehmen Wunschzustands. Überraschenderweise könnte es auch eine Realität sein. Ein *reines Sein* könnte darunter verstanden werden, das allem Dasein zugrundeliegt. Dieses reine Sein könnte die *Energie* sein, die das Wesentliche ist, das Wesen leben lässt, ohne selbst ein Wesen zu sein. Energie leidet nicht, sie kennt keine Verletzlichkeit und keinen Schmerz, auch kein Älterwerden und keinen Tod, nichts von alledem, was real existierende Menschen bewegt und bedrückt. Das könnte als absolute Heimat von allem und jedem verstanden werden, als „ein Ungeborenes, Ungewordenes, Unerschaffenes, Ungeformtes“, wie es in *Udāna*, einem frühen buddhistischen Text im Pali-Kanon heißt. Gerade Menschen, für die der Tod in Sichtweite kommt, sprechen davon, dass sie ein solches Sein tief in sich spüren, das nicht an das vergängliche Ich gebunden ist. Kann das beim Abschied von der relativen Heimat im Diesseits ein Trost sein?

40 Jahre vor dem Erlebnis an der Malabarküste durfte ich schon einmal in Indien probeweise ins Paradies eintauchen. Wir wohnten am damaligen Traumstrand von Goa in einer einfachen Hütte, unmöbliert, es fehlte an nichts. Pralle Sonne, blauer Himmel, türkisfarbenes Meer, weicher Sand, Kokospalmen. Nach drei Tagen hielt ich es nicht mehr aus. Ich wollte zurück ins wahre Leben. Einfach aussteigen, sofort. Hoch im Norden zwischen Ausläufern des Himalaya, im abgelegenen Manalital, nur über halsbrecherische Pässe zu erreichen, fand ich doch noch einen Paradieswinkel. Ich wusste nicht, dass James Hilton in seinem Roman *Lost Horizon* von 1933 ein solches Tal mit dem Phantasienamen *Shangri La* als paradiesischen Ort bezeichnet hatte, angelehnt an den tibetischen Mythos von einem Land namens *Shambhala*. Der süße Duft von Zedernholz, mit dem die Einheimischen ihre Häuser heizten, blieb mir in der Nase. Ein kalter Gebirgsbach rauschte unter hohen Bäumen dahin, heiße Quellen luden zum Baden ein. Der äußeren Schönheit entsprach ein innerer Frieden, den ich seither in mir spüre, wenn ich mich an diese Landschaft erinnere. Aber ich verzichte darauf, dorthin zurückzukehren. Der räumlich und zeitlich ferne Ort ist sicherlich längst ein anderer geworden. Auch dieses Paradies wäre verloren, könnte ich es nicht tief in mir bewahren.

* * *

Zum Autor:

Wilhelm Schmid, geboren 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin. Umfangreiche Vortragstätigkeit, seit 2010 auch in China, Südkorea und Indien, www.lebenskunstphilosophie.de.